

Was bedeutet es, Theologie in einer durch Kohle und Schwerindustrie geprägten Region zu lehren? Was zeichnet eigentlich ein theologisches Vollstudium aus? Und wo liegen die aktuellen Forschungsschwerpunkte in den einzelnen theologischen Fächern? Das sind nur einige der Fragen, um die es in unserer Serie geht. In dieser Folge stellt Prof. Dr. Wilhelm Damberg den Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit vor.



Prof. Dr. Wilhelm Damberg ist seit dem Jahr 2000 Ordinarius an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum. Er ist u. a. Mitglied der Kommission für Zeitgeschichte sowie Herausgeber der Reihe „Konfession und Gesellschaft“ und der „Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte“.

Die Kirchengeschichte begleitet diesen Prozess der Erinnerung als theologische Disziplin in seiner ganzen Vielfalt, und zwar nicht nur als Geschichte der Verkündigung der Päpste und Bischöfe, sondern all der Menschen, die vor uns an den Gott der Christen geglaubt und dementsprechend geredet und gehandelt haben. Sicherlich ist diese Wissenschaft sozusagen in ihrem „Kerngeschäft“ an der unsere Religionsgemeinschaft prägenden Institution „Katholische Kirche“ orientiert, wie sie sich in der Hierarchie und der Lehrverkündigung

Die Kette der Erinnerung

Kirchengeschichte im Ruhrgebiet: Forschungen in einer „Garküche der Moderne“

darstellt. Aber zugleich nimmt sie doch auch ein weiteres Feld in den Blick, da das Christentum als das verheißene und schon angebrochene „Reich Gottes“ immer schon in Laufe der Jahrhunderte auf unterschiedlichste Weise Gestalt annimmt, oft genug am Rande, auf eigene Initiative und in Spannung zu dieser Institution, in den Irrwegen, in den Konflikten, in den Opfern und Katastrophen, zu denen es im Laufe dieser Geschichte zweifellos gekommen ist. Für diese Aufgabe der Kirchengeschichte, das „Erinnern“ als Teil des Erzählzusammenhangs der Kirchengemeinschaft zu begleiten, in seiner ganzen Breite, mit Licht und Schatten, kann der lateinische Begriff der „Memoria“ verwandt werden.

Zugleich ist die Kirchengeschichte aber auch Teil der „Historia“, ein anderer lateinischer Begriff, der die allgemeine Geschichtswissenschaft bezeichnet. Sie erklärt in vielfältiger Weise, „wie wir wurden, was wir sind“, wie es kürzlich eine ZDF-Reihe zur Geschichte der Deutschen formulierte, und nimmt so zugleich eine kritische Funktion gegen das Vergessen und Verzerren der Vergangenheit wahr, wie z.B. im Umgang mit dem Massenmord an den Juden. Dabei ist gerade in der jüngsten Vergangenheit die Einsicht der Geschichtswissenschaft gewachsen, wie stark die

Religion mit den Lebens- und Denkformen aller Zeiten verflochten war. Gleichzeitig sind jedoch viele dieser Vorstellungen, die die Menschen früher selbstverständlich in ihrem Handeln beeinflussten, den heutigen Zeitgenossen gar nicht mehr vertraut. Insoweit nimmt die Kirchengeschichte eine wichtige Übersetzungsfunktion wahr, als sie den Geschichtswissenschaften hilft, die Logik des christlichen Denkens und Handelns zu entschlüsseln. Umgekehrt gilt aber auch, dass die Kirchengeschichte für die theologischen Wissenschaften unverzichtbar ist, weil Erzählungen und Aussagen früherer Zeiten oft fremd und unverständlich werden, wenn sie nicht als Teil einer bestimmten Lebenswelt begriffen werden.

Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum unterrichten die Studierenden darin, wie der offizielle Titel schon andeutet, wie sich die Christengeschichte über einen enorm langen Zeitraum vom Untergang des Römischen Reiches bis zum Gestaltwandel des Christentums in der Gegenwart entfaltet hat. Die Studierenden lernen dabei, Dokumente früherer Epochen zu verstehen, aber auch als Orientierung auf unsere Gegenwart hin zu beziehen.

Dabei ist eine wichtige Einsicht, dass es ein „goldenes Zeitalter“ der Christenheit niemals gab, wie es manche Traditionalisten meinen, jedenfalls, wenn man das Selbstverständnis früherer Generationen als Maßstab nimmt. Zugleich soll das Studium der Kirchengeschichte deshalb mit Blick auf die Dynamik, die der Christengeschichte stets innewohnt, ein Gespür für Offenheit und Freiheit auf Zukunft hin vermitteln: Das gilt auch mit Blick auf die Region des Ruhrgebietes und des 1958 begründeten Bistums Essen, das gerade erst dabei ist, eine eigene Geschichte zu entwickeln. Gerade in einer „Garküche“ der Moderne wie dem Ruhrgebiet, in der Prozesse des Wandels und Umbruchs früher und auch intensiver als an anderen Orten spürbar wurden, ist es uns ein besonderes Anliegen, an das besondere historische Erbe des Ruhrgebietskatholizismus zu erinnern, der der Region ein besonderes Gesicht gegeben hat und dessen Erfahrungswissen auch für andere Regionen des katholischen Deutschland von Bedeutung ist.

Bestimmte Vorgänge der neuesten Kirchengeschichte haben aber auch unter Fachleuten noch gar keine richtige Erklärung gefunden. Deshalb setzen mein Team und ich gegenwärtig einen Forschungsschwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert, das heißt in dem Zeit-

raum, in dem mit der Industrialisierung eine beschleunigte Wende zur modernen Welt einsetzte, die bis heute nicht zum Abschluss gekommen ist, und der ebenso zu großen Veränderungen im religiösen Leben geführt hat, bis zu einer Entkirchlichung weiter Bevölkerungskreise. In diesem Zusammenhang sind wir zum einen am fachübergreifenden Bochumer Forschungsprojekt Transformation der Religion in der Moderne beteiligt, das die Veränderungen der Religion in der Bundesrepublik Deutschland und auch im Ruhrgebiet, zum Beispiel in den Pfarrgemeinden des Bistums Essen, untersucht.

„...an das Erbe des Ruhrgebietskatholizismus zu erinnern.“

Zum anderen koordiniert unser Lehrstuhl das Projekt Crossing-Over, das der Erforschung des Katholizismus in den USA dient, und über das im RuhrWort schon verschiedentlich berichtet wurde. Ein weiterer Forschungsschwerpunkt liegt auf der Caritasgeschichte. Im Mittelpunkt stehen zur Zeit die Heimerziehung in der frühen Bundesrepublik, gegen die in der letzten Zeit heftige Vorwürfe erhoben worden sind, sowie als Beitrag zur „Kulturhauptstadt 2010“ die Geschichte der Krankenhäuser im Ruhrgebiet.

Doch so unterschiedlich die einzelnen Forschungsprojekte auf den ersten Blick auch wirken mögen – sie alle, wie unsere Lehre in den Vorlesungen und Seminaren, verstehen sich als Beitrag dazu, gerade heute, in einer Zeit des beschleunigten und tief greifenden Wandels, die „Kette der Erinnerung“ an die Geschichte des Jesus, des Zimmermanns aus Palästina, nicht abreißen zu lassen.

www.ruhr-uni-bochum.de/mnkg

LITERATUR FÜR CHRISTEN IN UNSERER ZEIT

Vom Kulddiener zum Berater, Helfer und Tröster

Ein Streifzug durch Priester-Romane zeigt auch den Wandel in Kirche und Gesellschaft an

Was soll ich lesen? Eine Frage, die mehr nach Pflicht und Zwang denn nach Neugier und Freude klingt. Dabei will doch Literatur neben allem anderen auch dies: gut unterhalten. Was aber zählt zur so genannten „guten“ Literatur? Und was liest vor allem ein Christ mit Gewinn, der sich im Spiegel zeitgenössischer Literatur zum Nachsinnen über die Zeit, den Glauben und sein Leben anregen lassen will? RuhrWort hat eine ausgewiesene Kennerin gebeten, durch die Regale zu streifen und exemplarische Bücher vorzustellen. In dieser Folge geht es um Priester-Romane.

Wir Priester“, so Edzard Schaper in seinem Roman *Die Macht der Ohnmächtigen* (Stuttgart 1952), „sind ohne die Gnade, die uns anvertraut worden ist, nur ein wenig besser beschlagene Sittenlehrer als andere... Das Amt ist (unser) Reichtum, aber einer der (uns) nicht gehört. Wie bezeugen den Auferstandenen.“ Der Priester hat Anteil am Amt des einzigen Mittler Christi (1 Tim 2, 5). Entsprechend ist das priesterliche Amt seinem tiefsten Wesen nach ausgerichtet auf das Ziel, „an Christi Statt“ zu handeln (2 Kor 5, 20).

Verfolgt man dieses Priesterbild bis in die Gegenwart, wird man Zeuge, wie es sich fast ins Gegenteil verkehrt. Der Priester wird heute nicht mehr so sehr als Kulddiener, Sakramentenspendender und Gemeindeführer gesehen, er wird vielmehr „entdivinisiert“ – als Mensch unter Menschen in der Rolle des Beraters, Helfers und Trösters. Dieser

Wandel des Priesterbildes hat vielfältige literarische Spuren hinterlassen. Vor allem in der Romanliteratur der letzten Jahre zeigt sich: Der Priester ist durch sein Amt nicht herausgehoben, er ist kein unangefochtener „Mann Gottes“ (1 Tim 6, 11) mehr. Aus dem Gottesdiener wird zunehmend ein Menschendiener. So wie heute Glaubensinhalte „vermenschlicht“ werden, so nunmehr auch das Priesteramt.

Der Priester in Manuel Thomas' Roman *Die Nabelschnur* (Europa-Verlag, Wien-München 1981) bekommt die eigene Berufung nicht mehr „in den Griff“ und ist ohne jeden Halt. Die Sakramente erlebt der Priester als leere Rituale. Nach außen hin „funktioniert“ der Priester, aber er weiß sich nicht mehr getragen von dem Glauben an einen menschengewordenen Gott. Die „Nabelschnur“ zur Berufung und zum Beruf in der „Mutter Kirche“ ist gerissen. Wie Thomas' Priester zweifelt auch der Priester in Silvio Blatters Roman *Kein schöner Land* (Suhrkamp, Frankfurt 1986) an seiner Berufung. Priester ist er geworden, „weil es der Wunsch der Mutter gewesen war. Berufen sei er, hatte sie selbst gesagt.“

Er ist selbst in eine tiefe Krise geraten

Doch der Priester fühlt sich nicht berufen. Er gerät in eine tiefe Krise, in der er den priesterlichen Dienst als Routine erfährt und die Feier der Eucharistie als „Ritus ohne Inhalt und Sinn“. Der Priester ist nicht mehr in der Lage, den Menschen in seiner Gemeinde das Evangelium nahezubringen. Er meint „schweigen zu müssen, weil



Die Säkularisierung macht in Romanen auch vor dem Priester nicht Halt. Im Bild: Priesterweihe in der Kathedrale von Paris. Foto: Godong

er keine frohe Botschaft mehr zu verkünden“ hat. Als der Priester sich in eine Mitarbeiterin der Pfarrbibliothek verliebt, kann er sich in der Gemeinde nicht mehr halten und wandert mit seiner Geliebten nach Kanada aus. Dort wendet sich der Priester einer verweltlichten Form des Priestertums zu. Den Familienmitgliedern erlebt er nun als neuen Altar: „Dem Dogma hatte er abgeschworen, dem Leben sich zugewand.“

Anderer Priester gestalten der Romanliteratur werden hineingeworfen in Zweifel und Lebensängste. Die besondere Mittlerrolle, die Edzard Schaper dem Priester zuweist, vermögen diese Gotteszweifler nicht mehr zu leben. So ist auch die Priestergestalt in Günter Grass' Roman *Ein weites Feld* (Steidl Verlag, Göttingen 1995) in ihrem Mittelalter nicht unangefochten. Pfarrer Bruno Matull besitzt nicht jene „alle Zweifel wegschminkende Gewissheit der Pfaffen“ und hat es „nicht leicht mit sich“. Er distanziert sich von einem Glauben, in dem Gott vereinnahmt und festge-

legt wird. „Glaubt nicht blindlings“, fordert der Priester, „lasst endlich Gott aus dem Spiel. Gott existiert nur im Zweifel. Entsagt ihm! Müde aller Anbetung lebt er vom Nein.“ Matull bejaht Gott im Zweifel und weiß sich letztlich von ihm angenommen. Aber er kennt nicht mehr jene feste Bindung an die überlieferte Tradition und die selbstverständliche Einbettung in Kirche und Theologie, die den sakralisierten Mittler im traditionellen Priesterroman noch auszeichnet.

Auch Evelyn Schlags Priester ist aus allen Bindungen herausgefallen. Schlag stellt in ihrem Roman *Die göttliche Ordnung der Begierden* (Residenz Verlag, Salzburg 1998) einen Priester vor, der die Spannung zwischen Entsagung und Erfüllung, Verzicht und Versuchung durchlebt. Dies geschieht vor dem Hintergrund eines Zeitporträts der katholischen Kirche, in dem nichts ausgespart wird: weder Priester mangel noch homosexuelle Priester, weder die Abschaffung des Zölibats noch das Priestertum

der Frau. Dieses aktuelle Porträt einer Kirche in der Krise ist verbunden mit der Geschichte eines Priesters, den die Liebe zu einer Frau an seiner Berufung zweifeln lässt. In einer Art Lebensbeichte erzählt der Priester von Liebe, die nicht erfüllt werden kann, und von Erfahrungen, die er nie machen konnte. Am Ende steht der Abschied von einem Priesterleben, das einmal Selbstsicherheit und Geborgenheit schenkte. Der Priester empfindet das „unauslöschliche geistige Zeichen, das ihm durch das Weihesakrament verliehen wurde, plötzlich als Bedrohung“. Nichts wird wieder so sein wie früher.

Was der Leser erfährt, das ist wenig schmeichelhaft

Der angehende Priester in Arnold Stadlers autobiographischem Roman *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* (Residenz Verlag, Salzburg 1994) erlebt sein Theologiestudium in Rom als Weltflucht. Nach Abbruch seines Studiums rekapituliert der Ich-Erzähler resignierend: „Die fünfzehn Jahre unter kirchlicher Herrschaft waren umsonst. Außer einem Schaden fürs Leben habe ich nichts bekommen.“ Das, was der Leser über diese kirchliche Herrschaft erfährt, ist für Verehrer von Kirche und Priestertum wenig schmeichelhaft. Da finden sich fragwürdige Diener Gottes, die ihre Homosexualität mit Alkohol betäuben, da bezeugen Geistliche ihre Untertänigkeit durch Anpassung an ein durchreglementiertes Hofzeremoniell und ein machtbesessener Kardinal besticht Kollegen, um sich Stimmen im nächsten Konklave zu sichern. Aus der autobiographischen Insiderperspektive des

Ich-Erzählers erscheint das „heilige Theater“ im römischen Kirchenstaat letztlich als Farce und Groteske.

Die Priestergestalt, die Petra Morsbach in ihrem Roman *Gottesdiener* (Eichborn Verlag, Frankfurt 2004) vorstellt, knüpft dagegen noch einmal an das Priesterideal einer volkskirchlichen Zeit an. Der Roman stellt den rothaarigen, stotternden Isidor Rattenhuber vor, dem die Kirche in seiner Jugend Beheimatung und Selbstvertrauen schenkte, indem sie ihn von einem erniedrigenden Leben als Dorftrottel befreit. Als Pfarrer im Bayerischen Wald fehlt Isidor jenes Selbstbewusstsein, mit dem er sich einst aus trostlosen Verhältnissen zur Priesterweihe hocharbeitete. Erfolglosigkeit in Gemeinde und Seelsorge, Glaubenszweifel, Einsamkeit und Alkoholsucht machen aus Isidor keinen selbstgewissen Vorzeigepriester. Aber anders als seine Mitbrüder, die er während des Studiums kennen gelernt hat, scheitert Isidor nicht. Am Ende zeigt sich, dass Isidor in seinem Ringen um einen barmherzigen Gott nicht verzweifelt und die Religion ihre trostspendende Kraft nicht verloren hat. So führt schließlich der Weg zurück zu jenem „Mann Gottes“, der mehr ist als ein „Sittenlehrer“ und Menschen für Gott gewinnen will.

Dr. Elisabeth Hurth

Die Autorin studierte Amerikanistik, Germanistik und katholische Theologie in Mainz und Boston und promovierte 1992 in Germanistik. Sie arbeitet als Publizistin und Dozentin und veröffentlicht Aufsätze und Bücher zum Thema Literatur und Medien.